

Haare gaben dem Polster ein neues Muster. Ich wischte mir über meine Augen. Träume lösen sich mit dem ersten Sonnenstrahl oder dem Klingeln des Weckers in Luft auf, aber Erinnerungen, das wusste ich, bleiben. Ich stand auf und öffnete leise das Fenster. Ich war in Wien, viele Kilometer von Gaza entfernt. Elf Jahre hatte ich nicht von Jebriel geträumt. Warum ich es jetzt wieder tat? Vielleicht weil so viel passiert war, vielleicht weil ich mich zum ersten Mal in meinem Leben mit meiner eigenen Geschichte beschäftigte. Ich sah in den Himmel über mir und ich weinte. Ich konnte nicht anders. »Ich vermisse dich, Jebriel«, erzählte ich dem Nachthimmel. Der Nachthimmel ist ein geduldiger Zuhörer. Das wusste ich noch aus meiner Kindheit in Gaza. Wie viele meiner Träume sich wohl noch da oben zwischen den Sternen befinden? Welche hatte ich bereits vergessen?

Damals in Gaza fanden wir Jebriel in einem Erdloch, halb eingegraben, so als wollte er nicht gefunden werden. Nur eine Hand sah heraus. Wir wussten nicht, wie lange er dort gelegen hatte, aber wir mussten uns die Hände vor unsere Gesichter halten, so schlimm war der Gestank. Von dem Bauernhof war nichts mehr übrig. Ein paar Hühner kletterten über die Trümmer, alle anderen Tiere waren tot. Auch Jebriels Stier. Er lag auf dem Boden, sein Kopf war seltsam verdreht, die großen Tieraugen starr in den Himmel gerichtet. Er war sein Lieblingstier gewesen. Niemand durfte ihm zu nahe kommen. Jebriel war der Einzige, den er nicht mit seinen Hufen trat. Der Stier war mit ihm groß geworden. Jebriel wurde nur achtzehn Jahre alt.

Wir machten von allem Fotos. Dann löschten wir sie wieder. »Wir müssen löschen, damit wir vergessen können«, sagte meine

Mutter.

Ich denke heute noch oft an Jebriel. Ich konnte nicht vergessen. Ihn nicht und alles andere nicht, denn es war ja nie weg gewesen. Es war immer da.

Es hatte unsere Schule getroffen.

Es hatte unser Haus getroffen.

Es hatte meine Freunde getroffen.

Es hatte meine Familie getroffen.

Die Erinnerungen sind keine Fotografien, sie sind bewegte Bilder in unseren Köpfen. Gespenster, die aus den Ecken hervorspringen, dann, wenn wir am wenigsten damit rechnen.

DIE FLUCHT

»Wir müssen hier raus.«

Worte meines Vaters, Satzstücke, die durch die Nacht flirrten. Ich lag mit meinen Geschwistern im großen Bett meiner Eltern. Die Tür war einen Spaltbreit geöffnet und ließ den schwachen Lichtschein der Kerzen im Nebenzimmer nur erahnen. Es gab mal wieder keinen Strom, aber das war keine Neuigkeit. Neu war, was meine Eltern da in der Küche heimlich zu besprechen hatten. Die Decke rutschte mir über den Kopf. Vorsichtig zog ich

sie wieder hinter meine Ohren. Ich wollte das Flüstern meiner Eltern besser verstehen.

»Aber wie? Wohin?«

Die Stimme meiner Mutter klang aufgeregt. Neben mir schliefen sie alle. Ahmed und Amer leise schnarchend auf dem Rücken, Mansor mit verrutschter Brille, Ali und Yasin in dem kleinen Kinderbett, und meine Schwestern Nada und Somaya eng ineinander verschlungen. Ich war erschöpft, aber ich konnte kein Auge zumachen. Meine Lider brannten. Es war ein paar Tage nach dem letzten Krieg. Dieser Krieg war besonders hart gewesen. Ich war neun Jahre alt, aber ich verglich bereits den einen Krieg mit dem anderen, als könnte ich so besser verstehen, was um mich herum passierte. Das letzte Mal war es so schlimm gewesen, dass wir uns mit fünfundsechzig anderen Menschen in einem Keller versteckt hielten. Wir lebten dort für achtundzwanzig Tage, schliefen am